

Unaufhaltsam vorwärts kriechend zum Ende des Jahrtausends, stößt sie, im Brockhaus von 1998, auf »Qualitätszirkel, auf Dauer angelegte Arbeitsgruppe, in der 3–20 Mitarbeiter eines Unternehmens ... freiwillig und regelmäßig zusammenkommen, um unter Anleitung speziell geschulter Moderatoren Probleme oder Schwachstellen innerhalb des eigenen Arbeitsbereichs zu analysieren, Lösungsvorschläge und Empfehlungen zu erarbeiten ... umzusetzen und Ergebniskontrolle vorzunehmen.«

Ein kurzer Abstecher über die zu vergebenden und schon vergebenen Gütesiegel führt sie zur Qualitätsmarke (Österreich-Lexikon von 1966) mit dem Verweis, dass »1946 die Arbeitsgemeinschaft zur Förderung österreichischer Qualitätsarbeit als Nachfolgerin der vor 1938 bestehenden Arbeitsgemeinschaft ›Kauft österreichische Waren gegründet wurde.«

Aha.

Über die erst in den Anfängen steckende Sozialgeschichte Deutscher Qualitätsarbeit fliegt Testudo hinweg; es ist finster dort, wo Anthropologen nach der Bedeutung des Wortes in deutschen Diktaturen kramen. Was wurde nicht alles unter dem Titel ›Deutsche Wertarbeit‹ angestellt.

Auf der Flucht vor diesem Kapitel wagt sie sich ins Netz. Weltweit und gleichgültig, ob sie ›Forschung‹, ›Philosophie‹, ›Ausbildung‹ oder ›Alttertumskunde‹ anklickt – sie gerät stets an TQM, das Total Quality Management in allen Bereichen und immer wieder mit hunderten Literaturhinweisen auf *Wirtschaft, Innovation und Qualitätsmanager*.

Surfend durch die Begriffswelt der TQMler, wird unser Schildkrötchen schwindlig beim Wiegen, Messen und Zählen von Publikationen, Definitionen, Experten, Institutionen und Kursangeboten zur Weiterbildung auf diesem zukunftssträchtigen Feld. Über Zeiten und mit den Zeiten wechselnde Qualitätsvorstellungen fliegend, inspirieren diese Forschungsergebnisse Testudo volans zum Raisonement über den Untergang einer Wahrnehmungsweise, ja mög-

licherweise der Kultur, aus der sie kommt. Bevor mit der Habilitation auch das Habil-Stipendium abgeschafft wird, könnte ein Forschungsprojekt ihr vielleicht noch einmal die Zeit verschaffen, um über Verluste und Gewinne von Qualitätsmanagement in der Wissenschaft nachzudenken? Da sie aber strikt dazu verdonnert ist und ihren Job als Maskottchen der GEGENWORTE verlieren würde, wenn ihr nichts Besseres einfällt als nostalgische Weltuntergangsparolen, kriecht sie, wenngleich müde, noch einmal zum Bücherregal. Und findet, links oben, gleich beim Eingang, etwas Neues: ein »Gegenwort-Wörterbuch, Kontrastwörterbuch mit Gebrauchshinweisen«, Berlin–New York 1998 (zufällig das Jahr, in dem unsere Zeitschrift samt fliegender Schildkröte zum ersten Mal erschien). Sie schlägt auf unter Q, dort steht das Paar Qualität/Quantität, qualifiziert/unqualifiziert und als Beleg: »es kommt auf die Qualität (die Güte) und nicht auf die Quantität (die Menge) an«.

Testudo volans bleibt als Hilfskraft in der Redaktion. Sie hat ein neues Projekt: Für das Kontrast-Wörterbuch sucht sie nach einem Gegenwort zu Evaluation, Evaluierung, Evaluator, Evaluationskampf. Es dürfte keine bloße Negation sein, muss zum Bedeutungshof des Worts gehören und wird nur aufgenommen, wenn es genügend Belege dafür gibt. Und wenn sie es nicht findet, so ist Testudo volans als langlebige Kröte, die schon viele Wertewandel erlebt hat, zuversichtlich, dass es sich noch entwickeln könnte, ... sofern Wissenschaftler ihr Augenmerk darauf richten.

Chelys

Andreas Stucke

Vermessene Wissenschaft – ein Gespräch am Airport

In diesem (Text) ist alles wahr, weil ich alles erfunden habe. Boris Vian

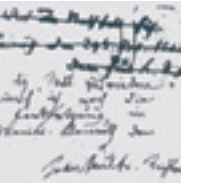
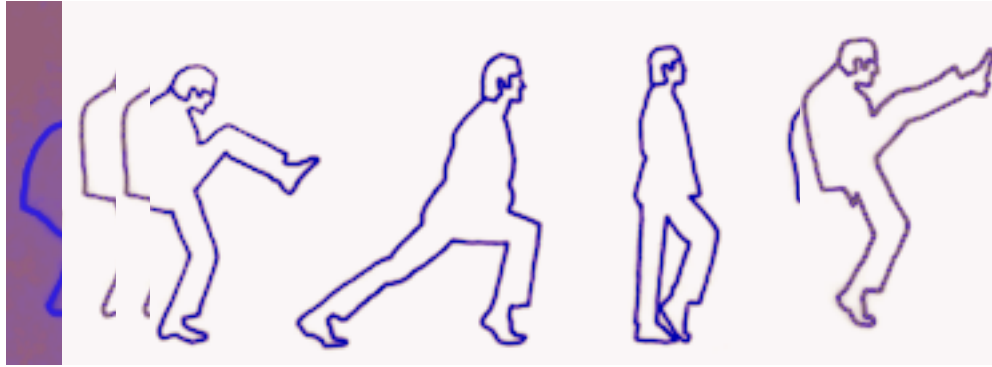
Ort: Ein kleiner Konferenzraum im Airport-Hotel eines deutschen Flughafens. Drei Personen: ein Wissenschaftsjournalist (J), ein emeritierter Biochemiker (B), ein Historiker (H). Der Raum ist lärmgeschützt, das durch die Außenfenster beobachtbare Starten und Landen der Flugzeuge vollzieht sich lautlos.

J Meine Herren, ich möchte Ihnen kurz erläutern, worum es bei unserem Meeting geht. Unser Sender featured eine Reihe zum Thema »Wissenschaft im gesellschaftlichen Dialog«. Das Konzept ist einfach: Wissenschaftler werden mit Laien konfrontiert und sollen deutlich machen, welchen Nutzen Wissenschaft für die Gesellschaft hat. Dazwischen schalten wir Infos und Doku-Teile, z. B. über Hiroshima, Tschernobyl, gentechnische Tomaten und so weiter, die Message lautet: Wissenschaft ist zu wichtig, um sie den Experten zu überlassen ... [wird unterbrochen]

H Nicht so schnell ... erläutern Sie uns bitte zuerst, was Sie meinen, wenn Sie das Wort ›Nutzen‹ benutzen und vom Nutzen der Wissenschaft reden? Begriffsgeschichtlich ... [wird unterbrochen]

J ... das ist ganz einfach. Letztlich geht es, auch in der Wissenschaft, um Value for money, um Legitimation und Transparenz. Ich zitiere kurz aus der Stellungnahme der ›European Science Commission‹ [J zieht eine unter seinem Aktenkoffer liegende Vorlage hervor und beginnt vorzulesen]: »Aufgrund der zunehmenden Internationalisierung und Globalisierung und dem weltweit feststellbaren Bedarf an Accountability ...« [wird unterbrochen]

H ... gut, gut, ich glaube, ich weiß, wie es weitergeht. Dennoch erlauben Sie mir einen Exkurs in der Sache, damit die glatten großen Wörter nicht überhand nehmen. Im Nutzen ist zunächst eine Relation mitgedacht: Etwas ist nützlich im Hinblick auf etwas anderes, ein Regenschirm als Schutz gegen die Unbill des Wetters,



ein Automobil zur Fortbewegung von einem Punkt A zu einem Punkt B, ein Fachbuch, um sich einen Wissensstoff auch ohne die Anwesenheit eines Lehrers anzueignen. Das sind sehr unterschiedliche Zwecke. Eine Relation steckt in dem Begriff ›Nutzen‹ aber auch insofern, als sich der Tatbestand subjektiver Wertung unterziehen muss. Deutlicher wird das am englischen ›Utility‹, das ich mit ›Nützlichkeit‹ übersetze und das unmittelbar die Frage aufwirft: »Nützlich, für wen?« und »Nützlich, aus wessen Sicht?«. Ich stehe nicht an, auch noch Bentham, Pareto oder Adam Smith zu zitieren, sie gehören nicht zu meinem Fach. Aber: haben Sie schon einmal bedacht, dass eine Sache nicht nur im Hinblick auf etwas anderes, sondern auch um ihrer selbst willen erstrebenswert sein kann?

B Verehrter Herr Kollege, ich fürchte, mit diesem Niveau der Reflexion überfordern Sie die Vertreter der Öffentlichkeit, zumindest die Hörer der Sendung, die hier vorbereitet werden soll. Beschreiben wir doch zuerst einmal, was der Fall ist. Die Wissenschaft erbringt, seit sie existiert, Leistungen für andere: Bei der Entdeckung von Naturstoffen und der Entwicklung von Medikamenten, möglicherweise sogar bei der gentechnischen Behandlung von Krankheiten oder auch bei der Bekämpfung von Arbeitslosigkeit. Diese Leistungen werden nachgefragt, sie bestimmen heute bei Nicht-Wissenschaftlern die Erwartungen an die Wissenschaft. Nun wird Wissenschaft aber auch immer teurer, weil immer mehr Menschen mit und von ihr leben, weil sie in großen Organisationen, wie Universitäten und Forschungseinrichtungen stattfindet und ohne teure technische Geräte nicht mehr auskommt. Da liegt es durchaus nahe zu fragen, ob Aufwand und Ertrag in einem angemessenen Verhältnis stehen. Ich will mit meiner Überzeugung nicht hinter dem Berg halten: Solange es Wissenschaft gibt, wird sie angewandt und erbringt damit Nutzen. Aber: gute Wissenschaft entsteht nicht mit Blick auf möglichen Nutzen. Gültigkeit und Wahrheit sind die Leitideen, denen wir folgen. Wahrheiten, wie die Gesetze der klassischen Mechanik, können einige Jahrhunderte überdauern, halbwegs plausible Hypothesen noch einige Jahre, doch der Nutzen wechselt seine Kleider mit jedem lauen Windstoß, der durchs Fenster hereinkommt.

J Einverstanden, aber Transparenz und Rechenschaftslegung gehören doch inzwischen auch in der Wissenschaft zu den internationalen Standards. Von dieser Entwicklung kann sich Deutschland gar nicht abkoppeln. Soweit ich weiß, gehören Evaluationen von Forschung und Lehre auch hier schon fast zur Normalität. Kann der Steuerzahler denn nicht eine regelmäßige Qualitätskontrolle aller Bereiche verlangen, die er teuer alimentiert? In einem viel beachteten Papier der ›European Science Commission‹ – an dem international anerkannte Wissenschaftler mitgearbeitet haben, heißt es ... [sucht nach der Unterlage]

H ... selbstverständlich kann der Steuerzahler das verlangen, ich stelle nicht die demokratischen Verfahren infrage. Aber legt der Steuerzahler, oder vielleicht müsste man sagen, legen diejenigen, die für ihn sprechen, auch die richtigen Maßstäbe an? Und bevor diese Frage überhaupt untersucht worden ist, wird landauf, landab evaluiert. – Ich habe es immer abgelehnt, in Evaluierungskommissionen mitzumachen, das ist alles viel zu zeitaufwendig, übrigens auch für die Evaluierten, und letztlich ist das Ganze doch nur eine Veranstaltung mit der fragwürdigen Aussicht, Mittelmäßigkeit zu optimieren. Wirklich exzellente Forschung ist so weder zu erfassen noch zu erzeugen, und das ist auch gut so.

B Offen und wahr, doch ob dies der richtige Gegenstand für das hier stattfindende Gespräch ist, weiß ich nicht. Dennoch will auch ich dazu eine – vertrauliche – Anmerkung machen. Obwohl das alles richtig ist, was Sie sagen, können Evaluationen dennoch für uns nützlich sein. Ich kann dazu ein Beispiel aus meiner eigenen aktiven Zeit anführen. Als Evaluationen Mode wurden, hatten wir zunächst auch Bedenken, dass hier das Falsche von den falschen Leuten mit fragwürdigen Indikatoren gemessen wird, zumal wir uns ja ohnehin schon bei jedem Antrag auf Forschungsmittel bewerten lassen müssen. Wir waren zuerst strikt dagegen, dass uns Kommissionen, die auch aus Vertretern von Politik und Wirtschaft bestehen, sagen, wie wir Forschung planen, mit wem wir zusammenarbeiten und wie wir publizieren sollen. Hat man sich aber erst einmal darauf eingestellt, hat die Sache auch ihre Vorteile. Wenn man so eine Überprüfung erst einmal erfolgreich überstanden hat, hat man's vor allem im Umgang mit den Ministerialbeamten leichter. Das Vertrauen ist hergestellt, das Geld fließt schneller, und auch in der Universität steht man besser da, wenn man zusätzliche Hilfskräfte oder Räume braucht. An uns

hat man sich danach nicht mehr so schnell vergriffen, wenn wieder einmal gespart werden sollte. Da habe ich die tiefere Weisheit der Worte des Evangelisten verstanden: »Wer hat, dem wird gegeben, dass er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat.«

J Kann ich das in meiner Sendung bringen? Es gibt ja immer noch die Meinung, Wissenschaftler würden bei dem, was sie tun, primär an das allgemeine Wohl denken.

B Na ja, [belustigt] »für Tugend hat's in großen Staaten nicht viel Platz«. Wenn ich mich richtig erinnere, gibt es Ökonomen, die behaupten, dass dem Gemeinwohl am besten gedient ist, wenn jeder Einzelne seinen Interessen folgt. Warum soll das nicht für Wissenschaft gelten? Indem sich die Wissenschaft vor allem auf sich selber bezieht, nutzt sie möglicherweise anderen am besten. Das ist gar nicht neu, das wusste schon Humboldt; das war allerdings vor Ihrer Zeit.

H Eine kleine Korrektur, verehrter Herr Kollege aus den Naturwissenschaften, muss erlaubt sein. Humboldt war der Auffassung, dass der Staat sich mit seinen Erwartungen an die Wissenschaft am besten dient, wenn er die Wissenschaft in Freiheit und nur der Wahrheit verpflichtet arbeiten lässt. Auf diese Weise wird Wissen neu geschaffen und werden junge Menschen in einer Weise gebildet, die auch dem Staat nutzt, ohne dass er in die Universitäten hineinregieren muss. Das ist das eine. Auf der anderen Seite darf darin natürlich keine Blankovollmacht für den einzelnen Wissenschaftler liegen, seinen Karriereinteressen hemmungslos zu folgen. Diese beiden Ebenen müssen sehr wohl unterschieden werden. Und in einem stimme ich Ihnen zu: Ein Grundübel der Wissenschaft unserer Zeit liegt darin, dass zu viele von ihr satt werden müssen.

J Aber dann könnten Evaluationen doch auch der Wissenschaft nützen?

B Ohne Zweifel, Voraussetzung ist aber, dass der Anstoß aus der Wissenschaft selbst kommt und die Wissenschaftler die Evaluatoren sind und nicht irgendwelche Bouvards und Pécuchets. Doch heute ist in Mode gekommen, die Wissenschaft auf die gesellschaftliche Anklagebank zu setzen; man unterstellt ihr, sie nehme die Gesellschaft als Geisel – denken Sie etwa an die Diskussionen um gentechnisch veränderte Lebensmittel. Zu allem Überfluss sei Wissenschaft dann noch zu teuer. Die Wahrheit ist doch: Man ködert uns mit Geld und

neuen Instituten, damit wir bestimmte Fragen untersuchen, dann drängt man uns, die bestellten Leistungen pünktlich abzuliefern, und schließlich beschimpft man uns, weil Forschung nicht ohne Risiko zu haben ist. Zur Wahrheit gehört natürlich auch, dass wir mitspielen und so tun, als könnten wir alles erklären. Wir sind da in die Falle gegangen. »Erklär oder verschwinde!« – das ist doch heute die Devise. Und die ganze Evaluiererei ist eine Folge dieser Entwicklung. Mit neuen Aufgaben und Versprechen auf bessere Ausstattung hat man uns das Apportieren beigebracht.

H Und unausgesprochen setzt jeder voraus, dass eine derart zerwaltete Wissenschaft die Kreativität fördert. In Wirklichkeit kann man doch froh sein, wenn eine Idee nicht verhindert wird. Und dabei denke ich nicht nur an die Zeit, die Wissenschaftler damit verbringen, andere Wissenschaftler zu evaluieren oder sich selbst auf Evaluationen vorzubereiten. Evaluationen hinken immer hinterher, sie haben – bestenfalls – Teile des gegenwärtig verfügbaren Wissensbestandes im Gepäck. Ganz zu schweigen von der Departementalisierung des Geistes, die auch dem Gutachtergewerbe zu Grunde liegt.

B Hoppla, Herr Kollege, jetzt schlagen Sie aber einen kulturkritischen Ton an, in den ich nicht ohne weiteres einstimmen kann, auch wenn ich mich selbst als aufgeklärten Naturwissenschaftler betrachte. Sie haben zwar vorderhand Recht: Die immer weiter getriebene Zellteilung der Wissenschaften, die immer neuen Sub- und Sub-Sub-Disziplinen haben erst den Ruf nach Evaluation geweckt. Denn: Jeder sitzt in seiner mehr oder weniger dunklen Klause und muss dort sitzen bleiben, wenn er Erfolg haben will, aber keiner hat den Überblick. Aber – und da unterscheide ich mich von Ihnen – ich sehe keine Alternative, außer man führt einen tiefen chirurgischen Schnitt und stellt in Zukunft lediglich das Forschungsbudget von – sagen wir 1960 – zur Verfügung. Dazu muss man natürlich eine Vorstellung haben, wo die lebenswichtigen Organe sitzen und wo das adipöse Material. Die Einheit der Wissenschaften wäre damit natürlich nicht gewonnen, aber die Übersicht würde zunehmen, und gute und nützliche Forschung wäre leichter zu erkennen. Das wiederum ist eine Voraussetzung dafür, dass die Gesellschaft der Wissenschaft besser vertrauen kann.

J Ich muss gestehen, dass ich da nicht mehr mitkomme. Sie schütten nicht nur das Kind mit dem Bade aus, Sie schmeißen auch gleich noch die Wanne aus dem Fenster. Zur Wissensgesellschaft, in der die Produktion und Nutzung wissenschaftlichen Wissens exponentiell zunimmt, gibt es doch wohl keine Alternative oder wollen Sie mit Ernst dafür eintreten, Reservate für Nicht-Wissen einzurichten?

H Respekt, Sie sind wirklich einer, der schon mit dem Nippel floskelt, bevor er daran gesaugt hat.¹ Viele Probleme, die wir mit der Qualität und den Folgen von Wissenschaft heute haben, lösen wir in der Tat nur, indem wir wissenschaftliches Wissen radikal verknappen. Wahrscheinlich wird dann manches auch solider. Sagen wir es doch mal ganz deutlich: Die gesamte Wissensindustrie mit ihrem Gewerke gibt's doch nur, weil so viele Menschen von der Wissenschaft leben wollen. Und so blühen die kleinsten Gänseblümchen tausendfach: ein Ideechen hier, eine Analogie dort, vielleicht ein winziges Plagiat und dazu reichlich Dekorationsstoff drumherum. Dass da nach Evaluationen gerufen wird, wundert mich nicht, erstaunlich ist eher, dass die Evaluatoren oft nicht mal die Verpackungsschleifen um die Wissenschaftspaketchen zu lösen im Stande sind.

J Meine Herren, ich hab das Gefühl, dass der gesellschaftliche Dialog über Wissenschaft zu einem Dialog ohne Gesellschaft wird. Kurz und knapp läuft's doch darauf hinaus, dass Wissenschaft kleiner, elitärer und unangreifbarer wird. Wie lässt sich das rechtfertigen? Und im Übrigen: Kein Arzt, kein Anwalt und kein Architekt hätte die Idee, sich nur von seinesgleichen, nicht aber von seinen Kunden beurteilen zu lassen.

B Wissenschaftler sind besondere Fachleute auf einem sehr kleinen Gebiet. In dieser Hinsicht können sie in der Tat nur von Fachleuten, die ebenfalls auf diesem Gebiet arbeiten, fachlich beurteilt werden. Andere Menschen sind Fachleute auf anderen Gebieten. Der Unterschied ist, dass Wissenschaftler zunächst für andere Wissenschaftler arbeiten, während der Schuster oder der Bäcker von vornherein seine Kunden im Blick hat. Das ist eben das Besondere von Wissenschaft.

J Ich dachte, der Wissenschaftler arbeitet für die Menschheit? Sind Sie auch gegen »partizipatorische Wissenschaft«, wenn Sie einmal an die Folgen von Kerntechnik oder Gentechnologie denken?

B Was gute Wissenschaft ist, kann nur ein Fachmann beurteilen. Alles andere ist soziale Romantik.

H Das eigentliche Problem mit den Experten ist doch auch nicht das Verhältnis zu den Laien. Das Problem ist zunächst einmal die rasante Vermehrung der Experten selber, die immer neue Spezialgebiete erfinden müssen. Der Turm der Wissenschaft wächst und wächst, und niemand hat an den Einbau funktionierender Aufzüge gedacht.

B Da stimme ich Ihnen als Naturwissenschaftler ausdrücklich zu. Außerdem hat man den Eindruck, dass alles hastet, aber mit immer kürzerem Atem. Und der reicht gerade noch, die im eigenen Haus greifbaren Notizzettel ab und an aufzuwirbeln, für einen strammen Gang an der frischen Luft reicht's nicht mehr. Wir treten auf der Stelle, das aber immer schneller. Wir sollten uns erst einmal gründlich mit uns selbst befassen, bevor andere uns mit ihren Erwartungen bedrängen ...

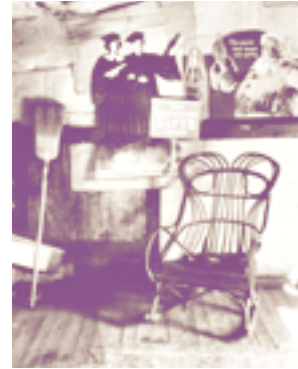
J [schadenfroh] Zu spät, die Gesellschaft steht nicht erst vor der Tür, sie ist bereits im Zimmer und schaut der hohen Wissenschaft auf die Finger. Sie haben mich davon überzeugt, dass dies dringend nötig ist ... [packt seine Unterlagen zusammen]

H Die Mission sei Ihnen gegönnt. Aber mich müssen Sie jetzt entschuldigen, ich muss den Zug kriegen. [bricht auf, verabschiedet sich mit knappem Handschlag von B]

J Ich maile Ihnen die Outline für die erste Sendung mal rüber. [verlässt den Raum eilig, nachdem er sich mit einem kurzen Gruß verabschiedet hat]

B [bleibt zurück und schaut den beiden hinterher; zu sich:] Sancta simplicitas.

¹ Shakespeare, Hamlet, V. Akt, 2. Szene
(in einer modernen Übersetzung von Frank Günther)



Martina Röbbecke
Dagmar Simon

Was ist gute Forschung?

Die Frage »What the hell is quality?« wurde schon vor langer Zeit gestellt, sie ist noch immer nicht beantwortet. Eine einzige Antwort zu erwarten, ist wahrscheinlich auch ein aussichtsloses Unterfangen, da unterschiedliche Leute darauf Einfluss nehmen, wie Qualität in der Forschung definiert wird. Es ist längst nicht mehr der Wissenschaft vorbehalten, Urteile über wissenschaftliche Leistungen zu treffen, für die Bewertung von Forschungsleistungen haben auch wissenschaftsexterne Ziele – wie Nützlichkeit oder soziale Relevanz – an Bedeutung gewonnen.

Im Rahmen eines am »Wissenschaftszentrum Berlin« durchgeführten Forschungsprojekts, das sich mit dem Problem befasste, nach welchen Kriterien die Leistungen von Instituten der »Wissenschaftsgemeinschaft G. W. Leibniz« beurteilt werden können, haben wir am Ende der Gespräche mit den Institutsdirektoren, wissenschaftlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen die Frage gewagt: »Was ist Ihres Erachtens »gute« Forschung?« Diese Frage war für unsere Gesprächspartner offensichtlich überraschend, zumindest rief sie Erstaunen, Verwunderung, wenn nicht gar Befremden hervor.

An den Antworten ist zweierlei bemerkenswert: Nach Meinung der Institutsakteure steht bei anwendungsorientierter Forschung außer Frage, dass zu guter Forschung die Lösung gesellschaftlicher Probleme gehört. Hier herrscht weitestgehend Übereinstimmung, unabhängig davon, ob die Institutsmitarbeiter und -mitarbeiterinnen aus eher grundlagenorientierten,

anwendungsorientierten, industrienahen oder Einrichtungen mit einem hohen Serviceanteil kommen.

Bei entsprechenden Fragen zu grundlagenorientierter Forschung wird erstaunlich häufig die Anerkennung der Peers zum Kriterium für gute Wissenschaft. Die Kollegen der Scientific community treten als Garant auf, während wissenschaftliche Kriterien wie Überprüfbarkeit, methodische Relevanz oder neue Theorieentwicklung nur in den seltensten Fällen von unseren Interviewpartnern benannt wurden. Es scheint, dass die etablierten Reputationsmechanismen noch funktionieren und kaum hinterfragt werden. Im folgenden Ausschnitt aus den Protokollen einer umfangreichen Umfrage wurden die Texte aus Gründen der Lesbarkeit gekürzt, außerdem wurden sie anonymisiert.

»Forschung ist umso besser, umso mehr sie Neues bringt. Wenn eine Mitteilung in mehreren Laboratorien weltweit ein Echo hervorruft, dann ist das wahrscheinlich gute Forschung. Wenn sie sehr erfahrene und sehr gute Wissenschaftler fragen, dann haben die darüber hinaus auch noch ein eigenes Urteilsvermögen und das ist die Basis der Peer reviews. Die Kunst besteht darin, die richtigen Peers zu identifizieren, solche, die ein Gefühl dafür haben und wissen, was gute Forschung ist. Es gibt natürlich auch quantitative Parameter wie die Impact-Faktoren. Die werden mehr oder weniger stark geschätzt. ... Sehr gute Wissenschaftler sind auch sehr gute Beurteiler, sie haben eine gute Urteilskraft, um zu sagen, das ist gute Forschung, und das ist nicht gute Forschung.«

